

Rede

der Chefin der Senatskanzlei, Barbara Kisseler,
zur Eröffnung des 22. Berliner Denkmalsalons
im Rahmen des Deutschen UNESCO Welterbetages 2010
am 5. Juni 2010 in der Rotunde des Alten Museums

Sehr geehrter Herr Zimmermann,
sehr geehrter Herr Prof. Dr. Haspel,
sehr geehrter Herr Dr. von Krosigk,
meine Damen und Herren,

ich begrüße Sie sehr herzlich zum Berliner Denkmalsalon. Es gibt wohl kaum einen Ort, der anmutiger und zugleich herausfordernder für diese Veranstaltung wäre als dieser.

Ich freue mich, dass es bei der heutigen Diskussion nicht um die Elfenbeintürme kunstgeschichtlicher Diskurse gehen soll, sondern um ganz konkrete und aktuelle Welterbe-Restaurierungsprojekte, um die im Wortsinn immer wieder gerungen werden musste und bis heute gerungen werden muss.

An Gefährdungen fehlt es nicht: Da ist vor allem die politische Lage vieler Länder. Krieg, Unruhen oder auch Armut sind große Gefahren für das kulturelle Erbe der Menschheit. Der Titel des Denkmalsalons „Learning from Neues Museum? Aesthetics and Ethics of world heritage restoration“ zeugt von unmittelbarer Aktualität. Und es ist nichts weniger als ein Wunder, dass gerade dieses Haus, das so schwer unter dem Weltkrieg zu leiden hatte und in der Folgezeit seinem Verfall überlassen blieb, gerettet werden konnte.

Und Wunder müssen auch Denkmalschützer vollbringen, die Welterbe-Monumente in Krisenregionen erhalten wollen. Und doch ist deren Lage eine ganz andere, oft viel schwierigere. Nicht nur die Sicherheit vor Ort ist ein großes Problem, es fehlt auch den lokalen Akteuren häufig am Bewusstsein für den Wert des kulturellen Erbes.

Mehr noch: Fundamentalistische Ideologen haben sich der Bilderstürmerei verschrieben, sie führen bewusst Krieg gegen Mensch **und** Kultur. Hinzu kommen logistische Probleme beim Denkmalschutz, von denen man sich schwer einen Begriff machen kann.

Ist es vor diesem Hintergrund nicht vermessen, das Neue Museum als Musterbeispiel einer gelungenen Restaurierung – genauer: Rettung – auszuweisen? Oder berlinerisch gefragt: Geht's nicht vielleicht auch eine Nummer kleiner? Wäre in Krisengebieten nicht ein denkmalschützerischer *emergency plan* wichtiger als ein Masterplan?

Über technische und handwerkliche Verfahren, die beim Neuen Museum zur Anwendung kamen und geeignet sind, andere vom Verfall bedrohte Baudenkmäler zu schützen, sollen Experten sprechen. Was aber das Neue Museum auch für Nichtexperten so beispielhaft macht, das ist der restauratorische Umgang mit der Geschichte des Bauwerks selbst. Die Zeitschichten sind nicht getilgt, sondern sichtbar gemacht worden. Dahinter steckt weit mehr als ein bloß konservatorisches Prinzip: David Chipperfield hat aufgeklärtes Geschichtsbewusstsein in ein architektonisches Konzept umgesetzt, das eben nicht einer sublimen Ästhetisierung das Wort redet, sondern - im Gegenteil - dem Bekenntnis zur Geschichte als freiheitlich-demokratischem Grundkonsens gestalterischen Ausdruck verleiht.

Und ich denke, gerade diese erinnerungspolitische Manifestation macht das Neue Museum zu einem spannenden Lernort. Wenn Restaurierung nicht auf eine Wiederherstellung eines Ur-Zustandes hinausläuft, sondern auch die Katastrophen dokumentiert, die ein Monument und damit auch eine Gesellschaft ereilt haben, dann kann ein solches Monument auch der kollektiven Erinnerung dienen. Ja, mehr noch: Von ihm geht eine normative, zivilisierende Kraft aus, die Verständigungsprozesse innerhalb einer von Krieg und Katastrophen traumatisierten Gesellschaft bewirken kann.

Das mag wie eine Utopie klingen. Aber es zeigt sich hier, welche politischen und gesellschaftlichen Wirkungen Denkmalpflege entfalten kann. Denn aus

Sicht der Welterbe-Hüter und Denkmalpfleger ist die Krise eigentlich überall, nicht nur in den Kriegsgebieten der Dritten Welt!

Denn nicht minder gefährlich als Krieg und Elend ist der Dünkel und die Ignoranz vieler Politiker und Verwaltungen, die einer ebenso blinden wie rücksichtslosen Modernisierung das Wort reden. Auch wir Deutschen, die wir uns gerne vorbildlich geben in Sachen kultureller Traditionspflege, sind davor nicht gefeit. Man muss sich ja noch nicht einmal in die Höhen der akademischen Kritik à la Mitscherlich begeben, um die „Unwirtlichkeit“ mancher Städte zu beklagen. Es genügt schon, sich an die eigene, Berliner Nase zu fassen und sich die vielen Sünden der Nachkriegszeit vor Augen zu führen – von den autobahnähnlichen Schneisen durch das historische Zentrum Berlins bis zu den fragwürdigen Projekten, die man damals „Stadtsanierung“ nannte und heute wohl eher „Stadtzerstörung“ nennen würde.

Nicht zu vergessen die viel diskutierten Beispiele der jüngeren Zeit, die außerhalb Berlins für Aufsehen gesorgt haben: Das Dresdner Elbtal, der Kölner Dom, die Kulturlandschaft Oberes Mittelrheintal – all das sind Welterbestätten, deren Status durch Planungsirrsinn gefährdet sind oder waren. Oder – ganz aktuell – der Teilabriss des Stuttgarter Hauptbahnhofs, eines der bedeutendsten Denkmäler der klassischen Moderne, die geplante Schnellstraßen-Brücke an der mittleren Mosel, die eine 2000 Jahre alte Kulturlandschaft zerstört. Zu dieser gigantischen Landschaftsverchandlung schrieb Dieter Bartzko kürzlich in der F.A.Z.: „Räder müssen rollen und sei es über die Asche einer Kulturlandschaft“.

Ein trauriger Satz, aber auch einer, der aufrütteln sollte.

Und dass die Landesregierung Sachsen die „Denkmal-Vandalisierung“, wie Nikolaus Bernau in der Berliner Zeitung schreibt, nun mit einem Gesetzentwurf, der die Schützkategorie „städtebauliche Bedeutung“ ganz streichen will – der Ökonomisierung unserer Städte also Priorität einräumt – das, meine Damen und Herren, ist ein veritabler Skandal!

Aber hat nicht der Bundesverkehrsminister kürzlich betont, von den Kosten der Kuppel des geplanten Berliner Stadtschlusses könne man ebenso gut acht Kilometer vierspurige Autobahn bauen? Wobei er aktuell vor dem Hintergrund der Finanzkrise ja wohl für beides kein Geld mehr haben dürfte.

Gerade in diesen turbulenten politischen Zeiten ziehen neue Gefahren für Kultur und Denkmalschutz herauf. Die Finanzkrise, die aktuell den Euro-Raum erschüttert, könnte Dimensionen erreichen, welche nicht nur die Baukultur, sondern auch die Pflege des kulturellen Erbes akut gefährden könnte. Ich will hier nicht das Unheil an die Wand malen, aber die schockartige Einsicht, dass in Zeiten wie diesen nicht nur Finanzjongleuren Grenzen gezogen, sondern auch mit Macht die öffentlichen Haushalte saniert werden müssen, hat hierzulande bereits unheilvolle Blüten getrieben. Wenn ein deutscher Ministerpräsident beim Thema Einsparungen als erstes den Bildungssektor bluten lassen will, dann wird es erfahrungsgemäß nicht lange dauern, bis die Kultur dran kommt. Was in Berlin explizit nicht der Fall ist.

Diese Entwicklung bestimmt nicht nur in Deutschland die Diskussion, sondern in ganz Europa. Nehmen Sie nur das Beispiel Griechenland. Der auferlegte Spardruck dort ist immens. Nicht nur die Konjunktur könnte Schaden nehmen. Wir müssen auch ganz genau hinschauen, was dort im Kulturbereich geschieht. Und wir sollten unsere Stimme vernehmlich erheben, falls im Mutterland der westlichen Kultur und Demokratie eben jene Kultur unter die Räder zu kommen droht.

Meine Damen und Herren, in einem Punkt bin ich nun ganz sicher: Die Lage würde noch viel dramatischer, wenn sich der Finanzkrise eine Kulturkrise zugesellen würde. Gerade dann wäre jener Bereich in Gefahr, der wie kein anderer nationale und regionale Identität mit einem gesamteuropäischen Bewusstsein zu verbinden vermag.

Deshalb ist es wichtig, dass von Veranstaltungen wie dieser auch ein Signal an Politik und an Gesellschaft ausgeht: Denkmalschutz ist unverzichtbar für eine Gesellschaft, die sich ihrer Geschichte vergewissern will und die ihre ethischen und ästhetischen Maßstäbe nicht im luftleeren Raum entwirft.

„Tradition ist nicht die Anbetung der Asche, sondern die Weitergabe des Feuers.“ Dieser wunderbare Satz von Gustav Mahler spiegelt eigentlich unser Selbstverständnis als Kulturnation wider. Wir sollten uns öfter an ihn erinnern.

Was die Asche bedeutet, ist hinreichend klar. Wir alle müssen dafür sorgen, dass das Feuer heiß und hell brennt.

Ich heiße Sie herzlich willkommen in Berlin – einer Stadt, die – auch wenn manche das nicht wahrhaben wollen - Diskussionen wie die heutige nötig hat.